

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université
Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
Band: 39 (2013)
Heft: 3-4

Artikel: Wissenschaft und Weisheit
Autor: Bernhardt, Reinhold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wissenschaft und Weisheit

Reinhold Bernhardt*

«Unter all die Freuden, welche der sterbliche Mensch in diesem hinfälligen Leben durch Gottes Gabe erlangen kann, verdient nicht zuletzt sein Vermögen gezählt zu werden, durch beharrliches Studium die Perle der Wissenschaften zu erringen. Diese weist ihm den Weg zu einem guten und glücklichen Leben ...». Mit diesen Worten beginnt die Stiftungsurkunde der Universität Basel vom 12. November 1459. Die Wissenschaft soll demjenigen, der sie beharrlich betreibt, den Weg zu einem guten und glücklichen Leben weisen. Mehr noch: «Sie macht ihn darüber hinaus Gott ähnlich und führt ihn hin zur klaren Erkenntnis der Geheimnisse der Welt.»¹

Max Webers Bestimmung von Aufgabe und Ziel der «Wissenschaft als Beruf»² liest sich wie der Gegen-text dazu: «Die Wissenschaft als Weg <zu Gott>? Sie, die spezifisch gottfremde Macht?» (92) fragt er rhetorisch. All diese «früheren Illusionen», die den Sinn der Wissenschaft darin zu sehen glaubten, «Weg zum wahren Sein», «Weg zur wahren Kunst», «Weg zur wahren Natur», «Weg zum wahren Gott», «Weg zum wahren Glück» zu sein, sind für ihn versunken und sollen in dieser Versenkung bleiben (93).

Weber unterscheidet zwischen dem wissenschaftlichen, d.h. methodisch erworbenen, rational begründeten, allgemeingültigen und nachprüfaren Wissen und anderen Arten des Wissens: dem Alltagswissen, auf das der Mensch zur Bewältigung seines Lebens zurückgreift, dem religiösen Wissen, das sein Leben in einen über die empirische Wirklichkeit hinausreichenden Sinnhorizont stellt, dem praktischen Erfahrungswissen, das er sich im Laufe seines Lebens angeeignet hat, dem Traditionswissen, das ihn kulturell mit früheren Generationen verbindet, usw. Erkennen und Deuten fliessen in diesen nichtwissenschaftlichen Formen des Wissens zusammen. Beim wissenschaftlichen Wissen geht es um objektive Wahrheit, deshalb muss das Moment des Deutens möglichst ausgeschlossen werden. Das Subjekt hat ganz hinter der Sache zurückzustehen. Sachlichkeit ist das oberste Gebot (84). Für diese Sachlichkeit kann und soll der Wissenschaftler

durchaus Leidenschaft entwickeln (81). Aber diese Leidenschaft darf die Sachlichkeit in keiner Weise beeinflussen.

Nennen wir die beiden Arten des Wissens mit von Weber nicht gebrauchten Begriffen «Faktenwissen» und «Orientierungswissen». Weber weiss, dass jedes Faktenwissen in einen Orientierungsrahmen eingebettet ist. Dies wird dem Wissenschaftler spätestens dann bewusst, wenn er nicht nur nach den Wissensinhalten, sondern auch nach der Bedeutung des Wissens für die Gesellschaft und nach dem Umgang mit dem Wissen fragt. Beim Faktenwissen geht es um Richtigkeit, beim Orientierungswissen um Wichtigkeit. Welches Gewicht hat ein Forschungsprojekt? An der Antwort auf diese Frage bemisst sich heute wohl noch mehr als zu Webers Zeit die Zuweisung von Fördermitteln für die Forschung. In jedem Gesuch wird sie gestellt und mit Nachdruck positiv beantwortet.

Weber sieht klar, dass die Frage nach dem, was wissenschaftlich ist, nicht auf der Ebene des Faktenwissens beantwortet werden kann, sondern diesem vor-, nach- und übergeordnet ist. Orientierungswissen lässt sich nicht wie Faktenwissen generieren und verifizieren. Es geht um Erkenntnisinteressen und

* Universität Basel, Theologische Fakultät, Nadelberg 10, 4051 Basel.

E-mail: reinhold.bernhardt@unibas.ch

theolrel.unibas.ch/kopfzeile/personen/profil/profil/person/bernhardt/



Reinhold Bernhardt, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie/Dogmatik, Universität Basel (seit 2001). 10/2006 – 07/2008 Dekan der Theologischen Fakultät Basel. Studium der evangelischen Theologie in Mainz, Zürich und Heidelberg. Promotion an der Theologischen Fakultät in Heidelberg 1989. Von 1991 bis 1996 Studienleiter am Ökumenischen Institut und Studentenwohnheim der Universität Heidelberg. Von 1996 bis 1998 Habilitationsstipendiat der DFG. Herbst 1997 Gastdozentur an der Vanderbilt University in Nashville, TN; Habilitation an der Theologischen Fakultät in Heidelberg 1998; 1998–2000 Pfarrer in Hessen-Nassau. 2000/01 Lehrstuhl für Systematische Theologie an der Universität Osnabrück. Lehraufträge an der «Escola Superior de Teologia», São Leopoldo/RS, Brasilien, am Departement für «Theology and Religious Studies» an der Universität Glasgow und an der Theologischen Fakultät der Universität Bern.

Redaktor der «Theologischen Zeitschrift» (Basel). Herausgeber der Reihe «Beiträge zu einer Theologie der Religionen», Mitherausgeber der Reihen: «Scientia & Religio» und «Studien zur systematischen Theologie und Ethik».

Arbeitsschwerpunkte: Theologie der Religionen, Vorsehung/Handeln Gottes, Theologie und Naturwissenschaft.

¹ <http://www.unigeschichte.unibas.ch/550-jahre-im-ueberblick/die-gruendungszeit/erfolgreicher-start-1460/stiftungsbrief-pop-up.html>

² Ich zitiere den Text nach der Max Weber Gesamtausgabe, Abt. I, Bd. 17, hg. v. Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod, Tübingen 1992, 70–111, mit Angabe der Seitenzahl in Klammern. Sperrungen bei Weber werden hier kursiv dargestellt.

Werturteile, die man rationalisieren und argumentativ begründen, nicht aber «wissenschaftlich» beweisen kann.³ Sie werden von der Wissenskultur hervorgebracht und hängen nicht zuletzt von der Entscheidung des Wissenschaftlers und der ihn umgebenden *scientific community* ab. Insofern gibt es keine «wertfreie», «voraussetzungslose» Wissenschaft.

In seinen Überlegungen zum «Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften»⁴ aus dem Jahre 1910 hatte Wilhelm Dilthey den Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaft durch die Zuordnung von zwei verschiedenen Plausibilisierungsstrategien auszuweisen versucht: Erklären und Verstehen. Bei der Erklärung von Naturphänomenen steht der Wissenschaftler seinem Gegenstand unparteilich gegenüber und fragt nach einem dahinterliegenden abstrakten «Naturgesetz», nicht aber nach einem darin liegenden Sinn. Wenn es dagegen um Erzeugnisse des menschlichen Geistes bzw. um kulturelle Schöpfungen geht, stellt sich die Frage nach dem Sinn. Und diese Frage kann nicht im Modus des Erklärens, sondern nur des Verstehens beantwortet werden. Verstehen wiederum vollzieht sich durch Einbeziehung der geistigen Gehalte in den eigenen Geist und damit auf dem Wege der Aneignung. Der Betrachter wird zum Beteiligten.

Weber setzt den Akzent hier anders als Dilthey. Er stellt Erklären und Verstehen nicht nebeneinander, sondern sieht im Verstehen den Orientierungsrahmen dessen, was erklärt werden soll. Aber dieser Orientierungsrahmen gehört selbst nicht mehr zur Wissenschaft; bestenfalls kann er *Gegenstand* wissenschaftlicher Untersuchungen werden. Wichtigkeits-, Wert- und Sinnfragen sind für Weber eine Sache der persönlichen Deutung und Urteilsbildung. Verschiedene Wertordnungen liegen hier in einem unaufhebaren Streit miteinander. Wissenschaft aber sucht nach der einen und allgemein gültigen Wahrheit. Sie darf sich deshalb nicht von diesem Götterkampf (100f) infizieren lassen.

Naturwissenschaften wie Geisteswissenschaften suchen ihren jeweiligen Gegenstand zu ergründen, aber es steht ihnen nicht zu, Werturteile über diesen Gegenstand abzugeben. Grundfragen, d.h. Fragen nach dem Grund des jeweiligen Forschungsgegenstandes, sind un- oder vorwissenschaftlich. Die Jurisprudenz beispielsweise soll nach der inneren Logik des Rechts-

systems fragen, nicht aber danach, ob es überhaupt Recht geben soll. Ob-, Warum- und Wozu-Fragen dieser Art haben in der Wissenschaft nichts zu suchen.

«Tatsachenfeststellung, Feststellung mathematischer oder logischer Sachverhalte oder der inneren Struktur von Kulturgütern einerseits, und andererseits die Beantwortung der Frage nach dem Wert der Kultur und ihrer einzelnen Inhalte und danach: wie man innerhalb der Kulturgemeinschaft und der politischen *Verbände handeln* solle, ... dies beides (sind) ganz und gar *heterogene Probleme*» (498).

Ich zweifle nicht an der von Weber konstatierten Heterogenität dieser beiden (Be-)Reiche und stimme ihm auch darin zu, dass man sie klar voneinander unterscheiden muss. *Unterscheiden* darf aber nicht *Trennen* bedeuten. Und vor allem erscheint mir die Exklusion der Wertfragen aus der Wissenschaft problematisch. Das dabei vorausgesetzte Verständnis von Wissenschaft ist zu eng und zu homogen. Gegenüber einer solchen Uniformierung erscheint es mir wichtig, Wissenschaft als eine in sich vielfältige *universitas* zu verstehen und zu betreiben.

Gewiss gehört das Nachdenken über das Menschenverständnis nicht zur medizinischen Kunst im engeren Sinn. Es ist vor allem eine philosophische und theologische Frage. Doch hängt für die medizinische Kunst viel davon ab, ob man den Patienten als psychosomatische «Ganzheit» ansieht, die in eine Familiengeschichte eingebunden ist und in weltanschaulichen Vorstellungsweisen lebt, oder ob man ihn auf organische Funktionszusammenhänge reduziert, die beim Auftreten von Dysfunktionalitäten repariert werden müssen.

Im Leitbild der Basler medizinischen Fakultät heisst es: «In der Lehre vermitteln wir unseren Studierenden ein breites Wissenschaftsverständnis, eine umfassende Orientierung über das relevante Wissen, die notwendigen Fähigkeiten und Fertigkeiten für eine qualifizierte Berufsausübung und die Haltung, bei Entscheidungen ethische Reflexionen stets einzubeziehen. ... Ein besonderes Anliegen ist uns die Befähigung zum selbstständigen Wissenserwerb und zur kritischen Einschätzung des erworbenen Wissens sowie die Vermittlung der notwendigen sozialen und ökonomischen Kompetenz für eine verantwortungsvolle Berufsausübung».⁵ Der Erwerb von theoretischem Wissen, das Erlernen praktischer Fähigkeiten und die Ausbildung eines reflexiven Bewusstseins – Kopf, Hand und Herz könnte man sagen – gehören

³ Siehe dazu Webers Abhandlung über «Die «Objektivität» sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis» von 1904, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 3. Aufl., hg. v. Johannes Winckelmann, Tübingen 1968, 146–214.

⁴ *Gesammelte Schriften*, Bd. 7, hg. v. Bernhard Groethuysen, Göttingen, 8. unveränderte Auflage 1992, 79–188.

⁵ http://medizin.unibas.ch/fileadmin/MedFak/Dokumente/Fakultaet/Leitbild_Med_Fak.pdf

demnach zusammen. «Herz» ist dabei nicht im Sinne von irrationaler Emotionalität zu verstehen und aus der «rationalen» wissenschaftlichen Beschäftigung auszuschneiden (wie es Weber tun würde), sondern im Sinne einer anderen Form von Rationalität, die nach Wertigkeiten, Normen und Handlungsorientierungen fragt. Weber bestreitet nicht die Bedeutung einer solchen Reflexion (zumal für eine auf ein Praxisfeld orientierte Kunstlehre wie die Medizin); er will sie nur aus der wissenschaftlichen Forschung und Lehre heraushalten. Doch sie gehört hinein! Nicht nur in der Medizin!

Webers Verständnis von Rationalität steht in Gefahr, zum Rationalismus zu werden. Das ist eine Verengung, die der Wissenschaft nicht gut tut. Faktenwissen und Orientierungswissen gehören – wenn auch in klarer Unterschiedenheit – untrennbar zusammen. Man kann das Orientierungswissen «Weisheit» nennen. Es geht dabei ja um «philosophische», also weisheitliche Fragen. Doch sollte man diese Weisheit nicht – wie Weber es getan hat – gegen die Wissenschaft ausspielen, sondern sie ihr als Grundlagen- und Folgenreflexion zuordnen.

Der Protest der 1968er studentischen Bewegung richtete sich u. a. gegen ein Wissenschaftsideal, das selbstzwecklich nach vermeintlich «reinem» Wissen strebte und die Frage, wozu das Wissen dient und wie es mit Handlungsorientierungen zu vermitteln ist, als unwissenschaftlich diskreditierte. Demgegenüber forderte man einen Ausweis der «Relevanz». Einer kritischen Wissenschaftstheorie, die allen Wissenserwerb und alle Wissensvermittlung begleiten soll, ist es demnach aufgetragen, die Interessenbindung der Forschung aufzudecken und nach deren Bedeutung für die Gesellschaft bzw. für bestimmte gesellschaftliche Gruppen zu fragen. Wem dient das Wissen? Stabilisiert es die «herrschenden Verhältnisse» oder setzt es Impulse zu deren Umgestaltung frei? Fragen wie diese sind Fragen nach der Handlungsorientierung, in die bestimmte Wissensbestände eingebunden sind und für die sie dienstbar gemacht werden können.

Die «Dialektik der Aufklärung» war offensichtlich: Angeblich wertfreies Wissen war im 20. Jahrhundert für Handlungsstrategien nutzbar gemacht worden, die desaströse Folgen hatten. In Dürrenmatts «Die Physiker» hat diese Problematik ihre dramatische Inszenierung gefunden. Darin wird Max Webers Forderung zurückgewiesen, der Wissenschaftler möge sich von der Auseinandersetzung mit der Frage «Wie sollen wir handeln?» dispensieren. Nein, er soll sich ihr stellen und dem möglichen Missbrauch seiner Forschungsergebnisse entgegenwirken, indem er zumindest die Frage beantwortet, wie wir *nicht* han-

deln sollen. Auf diese Weise hat er gesellschaftliche Verantwortung für seine Tätigkeit zu übernehmen.

Der Grund, den Weber anführt, um seine Zurückhaltung gegenüber der Vermittlung von Werturteilen in der akademischen Lehre zu begründen, ist durchaus respektabel. Er liegt ihm zufolge in der Asymmetrie der Lehrsituation, in der die Rollen zwischen dem redenden Dozierenden und dem zuhörenden Studierenden klar verteilt sind (97). Die Aufladung der Wissensvermittlung mit Werturteilen käme einer unethischen Indoktrination der Studierenden gleich. Dabei geht er davon aus, dass die Studierenden zur *gleichen* Wertung gebracht werden sollen (98). Es ist also der Respekt vor der Freiheit zur persönlichen Urteilsbildung, der Weber in dieser Hinsicht so vorsichtig sein lässt. Er wittert Prophetie und Demagogie und stellt diese der unvoreingenommenen Wahrheitssuche gegenüber (97). Weber schreibt: «Ich erbiene mich, daß, wo immer der Mann der Wissenschaft mit seinem eigenen Werturteil kommt, das volle Verstehen der Tatsachen *aufhört*.» (98). Tatsachenfeststellung steht gegen Werturteil.

Nun fragt es sich aber, ob diese Freiheit zur persönlichen Urteilsbildung wirklich eingeschränkt wird, wenn der Dozierende nicht das Ziel verfolgt, den Studierenden eine und die gleiche Wertung «beizubringen», sondern ihnen lediglich Deuteangebote macht. Sofern diese klar unterschieden sind von den zu vermittelnden Wissensbeständen – wie der Kommentar von einer Nachricht – und sofern sie niemandem aufgedrängt, sondern als Herausforderung und Anleitung zur eigenen Urteilsbildung verstanden und übermittelt werden, tragen sie zur «Bildung» der Studierenden bei. Die Notwendigkeit der Urteilsbildung besteht sicher in den hermeneutischen Wissenschaften eher als in den Naturwissenschaften, wie etwa der Physik. Doch auch dort kommt man um Urteilsbildungen nicht herum, wenn es um die Fragen möglicher Anwendbarkeit ihrer Forschungsergebnisse geht. Auch für die naturwissenschaftliche Forschung gilt der Prüfmasstab der Humanität, auch wenn dieser Masstab oft nicht unmittelbar anwendbar ist.

Für die Geisteswissenschaft, zu denen die Theologie gehört, sind Urteilsbildungen ohnehin unverzichtbar. Nach Friedrich Schleiermacher, dem grossen evangelischen Theologen am Beginn des 19. Jahrhunderts, ist «von jedem evangelischen Theologen [...] zu verlangen, daß er im Bilden einer eignen Überzeugung begriffen sei ...».⁶

⁶ Kurze Darstellung des theologischen Studiums zum Behuf einleitender Vorlesungen (1811; zweite, wesentlich überarbeitete Auflage 1830), § 219 (Kritische Ausgabe v. Heinrich Scholz, Leipzig 1910, 83).

Es geht dabei letztlich um die Frage nach dem Bildungsverständnis. Wenn Bildung *mehr* meint als bloße Vermittlung von Faktenwissen, wenn sie sich als Persönlichkeitsbildung im umfassenden (Humboldt'schen) Sinn versteht, dann gehört auch die Bildung von Urteilskompetenz in den Katalog der zu vermittelnden Kompetenzen. Für die Theologie, wie ich sie verstehe und betreibe, spielt diese Kompetenz eine wichtige Rolle. Dabei kommt es nicht darauf an, zu welchem Urteil der Studierende kommt, wohl aber darauf, dass er auf einem reflektierten, für andere nachvollziehbaren Weg dazu gelangt und dass er bereit ist, diesen Weg kommunikativ auszuweisen.

Ich bringe durchaus auch eigene Werturteile in Bezug auf den vermittelten Stoff in die Lehre ein, deklariere sie dabei klar als meine persönlichen Überzeugungen, begründe sie als solche und stelle es den Studierenden anheim, wie sie bei ihrer eigenen Urteilsbildung damit umgehen. Meine Erfahrung dabei ist, dass die Studierenden solche Deuteangebote schätzen und sehr interessiert aufnehmen. Auch in schriftlichen Arbeiten erwarte ich eine reflektierte Urteilsbildung im Blick auf das verarbeitete Material, garantiere aber, dass nicht das gefällte Urteil selbst Gegenstand der Wertung ist, sondern nur die Plausibilität des Denkweges, auf dem es erzielt wurde.

Kehren wir von der Lehr- und Prüfungssituation zurück zum Selbstverständnis der Wissenschaft bzw. des Wissenschaftlers. Ich will auch in dieser Hinsicht einige Anmerkungen aus der Sicht meines Faches, der «Systematischen Theologie / Dogmatik», machen.

In meinem Fach unterscheidet man zwischen den inhaltlichen Fragen der Materialdogmatik und den methodischen, erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundfragen, den so genannten «Prolegomena zur Dogmatik». Diese Grundfragen betreffen immer auch das Verständnis der Dogmatik. Derjenige, der sie betreibt, sieht sich permanent vor die Frage gestellt, was er eigentlich tut, wenn er diesem Geschäft nachgeht. Wie kommt er zu seinen Erkenntnissen? Worin besteht seine Materialgrundlage? Was ist ein gültiges Urteil? Usw. Solche Fragen stellen sich nicht *vor*, sondern *während* der materialdogmatischen Arbeit. Der Dogmatiker wechselt dann die Ebene. Er tritt heraus aus der unmittelbaren Beschäftigung mit den inhaltlichen Fragen und denkt nicht mehr über diese Fragen, sondern über die Beschäftigung mit ihnen nach. Er macht also seine eigene Arbeit zum Gegenstand der Reflexion. Und diese Beschäftigung mit der Beschäftigung muss sich selbst wieder rational ausweisen. Sie ist Teil der wissenschaftlich betriebenen Theologie. Gerade

darin besteht ja Wissenschaftlichkeit, dass man nicht naiv auf seinen Forschungsgegenstand zugreift und Urteile nach Bauchgefühl fällt, sondern den Zugriff und die Urteilsbildung selbst thematisiert, analysiert und (kritisch) reflektiert. In diesem hermeneutischen Differenzbewusstsein und seiner rationalen Bearbeitung liegt die Wissenschaftlichkeit der Theologie wie jeder (Geistes-) Wissenschaft begründet.

Wie sich die Musikwissenschaft vom Musizieren, die Jurisprudenz von der praktischen Rechtsprechung und die Medizin von der angewandten Heilkunde unterscheiden, so unterscheidet sich auch die Theologie vom gelebten Glauben. Sie ist dessen Reflexionsgestalt. Und zu dieser Reflexion gehört auch die Reflexion auf die historischen und gegenwärtigen Kontexte, in denen sich dieser Glaube auf je spezifische Weise entfaltet – und die Reflexion auf sich, also auf die theologische Reflexion selbst. Zu dieser Reflexion auf sich selbst wiederum gehört der Versuch, die von Weber ausgeschiedene Frage zu beantworten, warum es überhaupt Theologie geben soll.

Es gibt darauf nicht *eine* Antwort, sondern viele. Eine davon lautet: weil das Christentum ein wichtiger Bestandteil der abendländischen Geistesgeschichte ist, der viele Kulturschöpfungen tiefgreifend geprägt hat; man versteht beispielsweise weite Teile der Kunstgeschichte nicht, wenn man diese Prägungen nicht kennt. Eine andere Antwort lautet: weil im christlichen Glauben *wertvolle* Sinnressourcen liegen, die auch für gegenwärtige Existenzbewältigungen und für das gesellschaftliche Zusammenleben von Bedeutung sind; Jürgen Habermas hat in diese Richtung argumentiert.⁷ Eine weitere Antwort lautet: weil eine Gesellschaft gut daran tut, religiösen Radikalisierungen durch die Ausbildung einer rationalen Reflexionskultur innerhalb der Religionsgemeinschaften entgegenzuwirken.

Es gibt noch eine Fülle weiterer Antworten. Doch kommt es mir hier nicht auf diese Antworten als solche an, sondern nur darauf, gegen Weber zu zeigen, dass sich eine Wissenschaft wie die Theologie durchaus die Grund-Frage nach ihrer Existenzberechtigung stellt und zu beantworten versucht. Ob- und Warum-Fragen gehören zu ihrem Selbstverständnis, das sie rational auszuweisen und zu verantworten hat.

Und was in dieser Hinsicht für die Theologie gilt, scheint mir in ähnlicher Weise auch für andere Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, ja letztlich

⁷ Siehe besonders die Aufsatzbände: Zwischen Naturalismus und Religion (Frankfurt a.M. 2005) und Nachmetaphysisches Denken II (Frankfurt a.M. 2012).

auch für die Naturwissenschaften zu gelten, wenn und sofern sie sich auf diese wissenschaftstheoretischen Metadiskurse einlassen. Auch die Erörterung der regulativen Leitbegriffe gehört dazu. Die Erörterung der Frage, was Gerechtigkeit ist, gehört ebenso in die Jurisprudenz wie die Frage, was Gesundheit ist, in die Medizin, und die Frage, was Glaube und Religion sind, in die Theologie gehört. Und mit jeder dieser Erörterungen ist ein implizites oder explizites Werturteil verbunden: dass es besser (weil dem Menschen dienlicher) ist, gerecht als ungerecht zu handeln, besser (weil dem Menschen dienlicher), gesund als krank zu sein, besser (weil dem Menschen dienlicher), ein reflektiertes Transzendenzbewusstsein zu haben, als ganz in der Anfasswirklichkeit aufzugehen.

Nun kann man aber in Zweifel ziehen, ob die Theologie überhaupt in diesem Sinne Wissenschaft ist und – wie ich es durchgehend vorausgesetzt habe – in die Familie der Geisteswissenschaften gehört. Gehört sie nicht vielmehr auf die von Weber grundlegend von der Wissenschaft unterschiedene Seite der Metaphysik, der Religion und der Weltanschauung und hat damit an der Universität nichts verloren? Als Theologe ist man gewohnt, mit solchen (nicht selten emotional aufgeladenen) Anfragen konfrontiert zu werden.

Weber setzt die Theologie mit dem unmittelbaren Glaubensdenken gleich. Wie dieses berufe sich auch die Theologie auf «Wunder» und «Offenbarung». Wissenschaft kenne aber weder Wunder noch Offenbarung. Ergo sei die Theologie keine Wissenschaft (98). Das heisst nach Weber nicht, dass Wissenschaft voraussetzungslos sei. Er nennt eine harte und eine weiche Voraussetzung: Die harte besteht in der «Geltung der Regeln der Logik und Methodik» (93), die weiche (weil im Sinne der «intellektualistische(n) Rationalisierung» [86] nicht mehr einlösbare Voraussetzung) in der unterstellten Wichtigkeit des Forschungsvorhabens (93). Solche Voraussetzungen kann er noch akzeptieren, weil sie in den Rahmen des reflexiven Orientierungswissens gehören. Metaphysische, religiöse und weltanschauliche Voraussetzungen aber sind nicht akzeptabel. Es handelt sich dabei auch nicht mehr um Orientierungswissen, es handelt sich überhaupt nicht mehr um Wissen, sondern um Glauben. Glauben und Wissen aber stehen spätestens seit Kant in einem Gegensatz zueinander. Und auf dieser Linie bewegt sich auch Weber.

Weber versteht die Theologie als «intellektuelle Rationalisierung religiösen Heilsbesitzes» (106), was für ihn gleichbedeutend ist mit der apologetisch-affirmativen Demonstration des Glaubenswissens

vor dem Forum der Vernunft. Indem die Theologie den Glauben ungebrochen in den Bereich der Vernunft extrapoliert, übernimmt sie ihm zufolge die Glaubensvoraussetzungen als ihre Denkvoraussetzungen.

Es ist schwer nachvollziehbar, wie Weber, der doch in engem Kontakt mit den führenden Theologen seiner Zeit, wie etwa Ernst Troeltsch, stand, behaupten kann, dass «die Theologien» «regelmässig von der fernerer Voraussetzung aus(gehen): daß bestimmte «Offenbarungen» als heilswichtige Tatsachen – als solche also, welche eine sinnvolle Lebensführung erst ermöglichen – schlechthin zu glauben sind und daß bestimmte Zuständlichkeiten und Handlungen die Qualität der Heiligkeit besitzen ...» (107). Wen immer er dabei vor Augen gehabt haben mag – die grosse Mehrheit der akademischen Theologie heutzutage sieht ihre Aufgabe nicht darin, Glaubensvorschriften zu machen, sondern Glaubensinhalte und ihre christentumsgeschichtlichen Objektivierungen von den biblischen Quellen bis in die Gegenwart zu untersuchen. Die Exegeten aus den Fächern Altes und Neues Testament arbeiten dabei mit den für antike Texten üblichen philologischen und historischen Methoden, die Kirchen- bzw. Christentumsgeschichtler mit den auch in der Profangeschichte gebräuchlichen Verfahren, die Vertreter der Fächer Dogmatik und Ethik mit philosophischem Handwerkszeug und die Praktischen Theologen sind eng vernetzt mit der Psychologie, der Pädagogik und den empirischen Sozialwissenschaften.

Dass die Vertreter dieser Fächer vielfach gläubige Christen sind, mag der Fall sein. Keinesfalls aber stellt dieser persönliche Glaube die inhaltliche und methodische Voraussetzung für die akademische Beschäftigung mit den Inhalten und Erscheinungsformen des christlichen Glaubens dar. Auch in den nicht-theologischen Disziplinen, die an der Universität gelehrt werden, soll es ja gläubige Christen geben. Ich kann darin kein Problem sehen.

Die Grenze zur Polemik ist erreicht und überschritten, wo Weber der «positiven» Theologie vorwirft, ein «Opfer des Intellekts» zu fordern (108). Mit «positiver» Theologie ist jener Strang der Theologie gemeint, der sich stark an der biblischen Überlieferung und der Bekenntnistradition des Christentums orientiert; im Unterschied zu einer «liberalen» Kulturtheologie und einer «philosophischen» Vernunfttheologie. Doch selbst für die «positive» Theologie ist dieser Vorwurf masslos überzogen. Warum soll es nicht möglich sein, eine religiöse Tradition empathisch von innen heraus und doch mit interpretatorischer Distanz auszulegen, ohne in einen blinden

Irrationalismus zu verfallen? Mir hat jedenfalls noch nie irgendeine Autorität ein «Opfer des Intellekts zugunsten einer bedingungslosen religiösen Hingabe» (110) abverlangt und ich habe und hätte ein solches Opfer auch nie von mir aus erbracht. Nun bin ich kein «positiver» Theologe und könnte den Werberischen Vorwurf daher weiterreichen. Doch auch die mir bekannten Exemplare dieser Spezies machen auf mich nicht den Eindruck, als hätten sie ihren Intellekt an der Garderobe der Theologischen Fakultät abgegeben.

Es ist im Sinne der «intellektuellen Rechtschaffenheit» (110) nicht verwerflich, in einer grundsätzlich affirmativen Grundhaltung zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Beschäftigung zu stehen. Darin liegt noch kein Ausweis von Unwissenschaftlichkeit, sondern im Gegenteil eine wertzuschätzende Motivation für die Beschäftigung mit diesem Gegenstand und seine engagierte Weitergabe in der Lehre.

Es geht in der akademischen Theologie nicht um die Proklamation des religiösen Heils, von dem Weber spricht. Das ist Sache der Kirchen. Es geht auch nicht um eine apologetische und in diesem Sinne «dogmatische» Rationalisierung des christlichen Glaubens im Sinne einer «demonstratio Christiana». Es geht in der Dogmatik, wie ich sie verstehe und betreibe, zunächst um die deskriptive Bestandserhebung historischer und gegenwärtiger Lehrformen, zweitens um deren genetische und systematische Analyse und drittens dann um Überlegungen zu ihrer Beurteilung im Kontext der Gegenwart.

Gerade in einer Zeit, in der religiöse Motivationslagen und weltanschaulich begründete Werthaltungen als Faktoren gesellschaftlicher Transformationen verstärkt Aufmerksamkeit auf sich ziehen, braucht es eine Theologie, die ebenso emphatisch wie kritisch die christliche Tradition in die drei Öffentlichkeiten der Universität, der Kirche und der Gesellschaft einbringt. Gerade in multireligiösen Gesellschaften stellt die Entwicklung und Erhaltung einer solchen Reflexionskultur auch einen Beitrag zum friedlichen Zusammenleben der Religionsgemeinschaften bei. Zum Selbstverständnis der christlichen Theologie gehört nicht nur die Traditionspflege, sondern auch die Auseinandersetzung mit aktuellen gesellschaftlichen Gegebenheiten und Entwicklungen. Der Dialog der Religionen stellt heute eine solche Herausforderung dar. Nicht wenige Theologinnen und Theologen stellen sich ihr und versuchen mit ihrer Klärungsarbeit interreligiöse Brücken zu bauen.

Ob diese Theologinnen und Theologen für ihre Arbeit diese oder andere Schwerpunkte gesetzt haben – in einem werden sich die meisten einig sein: Das Bild, das Max Weber von der Theologie zeichnet, trifft weder ihr wissenschaftliches Selbstverständnis noch ihre konkrete akademische Arbeit. Es ist eine Karikatur. Wenn man wenigstens darüber lachen könnte! ■